

Berthele, Raphael, Prof. Dr., Professor für Mehrsprachigkeitsforschung an der Universität und Direktor des Instituts für Mehrsprachigkeit der Pädagogischen Hochschule und der Universität Fribourg/Freiburg. Forschungsinteressen: Mehrsprachiges Sprachenlernen und -gebrauchen, besonders rezeptive Mehrsprachigkeit; Sprachkontakt und sprachliche Variation in der Schweiz und anderswo.

Zum selektiven Zelebrieren sprachlicher Diversität in der Schweiz.

Raphael BERTHELE, Fribourg/Freiburg

Erschienen, leider in einer unkorrigierten Fassung, in: Deutschblätter, 66, 2014, pp. 75–83.

Beiträge zur Deutschschweizer Sprachsituation laufen oft auf normative Stellungnahmen zur Rolle des Dialekts hinaus, angesiedelt zwischen dem Lobpreisen des sprachlichen Reichtums, den es zu zelebrieren gilt, und der Gefahr, die die alemannischen Dialekte für die PISA-Resultate, den nationalen Zusammenhalt oder gar die europäische Integration der Helvetier darstellen. Da ich herzhafter Polemik nur schlecht widerstehen kann, habe mich in der Vergangenheit lustvoll an dieser Debatte beteiligt. In diesem Beitrag möchte ich versuchen, die begrifflichen Probleme aufzuzeigen, die m.E. dazu führen, dass sich die Debatte seit Jahrzehnten im Kreis dreht.

Sprachenzählen: Bilingualismus oder Diglossie?

Eine der notorisch wiederkehrenden Fragen ist diejenige nach dem richtigen Begriff, den man verwenden sollte, um die Sprachsituation in der Deutschschweiz zu beschreiben. Es gibt mindestens zwei Positionen, ich nenne sie im Folgenden die *Diglossiker* und die *Bilingualisten*.

Die Diglossiker orientieren sich an der klassischen Definition von Ferguson (1959) und legen Wert darauf, dass man in der Deutschschweiz zwei Varietäten *derselben* Sprache für unterschiedliche Funktionen verwendet. In dieser Sichtweise sind die Deutschschweizer nicht bilingual, sondern allenfalls bidialektal. Die Bilingualisten gehen davon aus, dass Schweizerdeutsch und Hochdeutsch zwei Sprachen sind, die Deutschschweizer also bilingual sind. Da sich zweisprachige Gemeinschaften in der Regel auch durch eine gewisse funktionale Differenzierung der beiden Sprachen auszeichnen, ist es naheliegend, dass viele Autoren im Anschluss an Fishman (1967) das Diglossie- und das Bilingualismuskonzept kombinieren: Die Diglossie beschreibt die funktionale Arbeitsteilung zwischen den Sprachen, der Bilingualismus beschreibt das individuelle Repertoire.

Um zu wissen, wer Recht hat, müsste man wissen, was eine *Sprache* ist. Weder die gegenseitige Verstehbarkeit (Schwedinnen und Norweger verstehen sich, wenn sie wollen), noch eine standardisierte Schriftlichkeit (die meisten Sprachen, in der Regel werden Zahlen um etwa 6000 genannt, werden kaum oder gar nicht geschrieben), noch grösste Ähnlichkeit von grammatischen Strukturen (Friesisch und Niederländisch, Serbisch und Kroatisch) sind hierfür ausreichende Kriterien. Darum zitieren Linguisten an dieser Stelle gerne Weinreichs (1945) Diktum «a shprakh iz a dialekt mit an armey un flot». Es braucht also eine institutionalisierte Entscheidung einer

Sprachgemeinschaft, eine bestimmte Ausprägung von sprachlichen Handlungen als eigenständige Kategorie zu betrachten und ihr den Sprachenstatus zu verleihen. Ob und wie dies etwa bei den 830 Sprachen in Papua-Neu Guinea (Gordon, 2005) der Fall ist, ist mir nicht bekannt. Entsprechend sind massgebliche Stimmen in der Linguistik der Meinung, dass man Sprachen nicht zählen kann und auch nicht soll (Mühlhäusler, 1996). Wie so oft im Leben, wissen wir nicht so genau, wo unsere Kategorien beginnen und wo sie enden: Wo (historisch, geografisch) beginnt *Deutsch*? Gehörte *Dutch* einmal dazu? Ist *Luxemburgisch* ein *moselfränkischer Dialekt* des *Deutschen*? Ist *Gommer Dialekt* wirklich noch *Deutsch*? Ist *Kiezdeutsch* *Deutsch*?

Da Sprachen und sprachliche Vielfalt sich einer strengen Zählbarkeit entziehen, kann es aus theoretischen Gründen keine kontextfrei-klare Antwort auf die Frage geben, ob Diglossie oder Bilingualismus das richtige Konzept ist für die Deutschschweizer Sprachsituation. Das Problem wäre aber auch nicht gelöst, wenn wir eine betonharte Definition von Sprache hätten und entscheiden würden, dass die schweizerdeutschen Varietäten keine Sprache sind – denn damit haben wir das Problem nur verlagert, von der Ebene der Sprachen auf die Ebene der Varietäten. Wer fragt, wie viele schweizerdeutsche Dialekte es denn gäbe, erntet von Fachleuten nur mitleidiges Lächeln. Dialekte kann man genauso wenig zählen wie Sprachen.

Wir fahren sowohl im Alltag als auch in der Sprachwissenschaft gut mit unseren unscharfen Kategorien: Sie funktionieren genau deshalb, weil sie mit ihrer Unschärfe der Unschärfe im Bereich der sprachlichen Praktiken gut entsprechen. Wenn nun aber die sprachlichen Praktiken zum Gegenstand des sprachenpolitischen Diskurses werden, werden sie gerne in ein binäres Korsett gezwängt: Entweder man spricht Dialekt oder Hochsprache – dabei gibt es aus empirischer Sicht unzählige Zwischenformen zwischen prototypischem Dialekt und prototypischer Standardsprache. Kategoriale Wahrnehmung und Taxonomien führen dazu, dass die Unterschiede zwischen Kategorien vergrössert und die Unterschiede innerhalb der Kategorie eingeebnet werden. Wie die Kategorien etikettiert werden, ist oft arbiträr und programmatischer Natur.

Da Diglossiker und Bilingualisten in der Regel stillschweigend voraussetzen, dass ihre Sicht richtig ist, hat die Diskussion der Deutschschweizer Sprachsituation mitunter manipulativen Charakter. Ich zeige im Folgenden an drei Beispielen auf, wie die unterschiedlichen diskursiven Positionen unterschiedliche Präsuppositionen zum Sprachenstatus machen.

Die ‚wahre‘ Muttersprache

Dialekt ist eine Sprache, die (noch) nicht reüssiert hat.

Wenn der Dialekt in der Deutschschweiz als die wahre Muttersprache angesehen wird, so wird, ausgehend von der Idee, die man in der Forschung das ‚Erstsprachenaxiom‘ nennt, argumentiert, dass der Dialekt zumindest eine gewisse Legitimität hat im Erziehungswesen und deshalb Ausgangspunkt für das Lernen ist:

Dialekt ist (im besten Fall) eine Varietät einer ‚richtigen Sprache‘

Für viele Autoren ist völlig klar, dass der Dialekt keine Sprache ist. Wer nur den Dialekt kann, kann keine Sprache:

« Il y a une dizaine d’années il y avait un conseiller fédéral alémanique, soleurois pour préciser – vous devinez qui – qui ne parlait aucune langue nationale il

«Die Umgangssprache in unserem Kanton ist das Schweizerdeutsche. Es ist deshalb wichtig, dass möglichst alle Kinder diese Sprache beherrschen. [...] Eine zusätzliche Sprache – wie das Hochdeutsche – nährt im Kindergarten den Boden für sprachliche Verunsicherung und ist ein folgenschwerer Eingriff in unser Kulturerbe.»¹

savait même pas le Hochdeutsch. Chaque fois qu'il le parlait il faisait tout plein de fautes. »²

Die Etikette *Sprache* verdient in dieser Sichtweise nur, was «zwangsläufig als Schreibsprache»³ fungiert. Da der Dialekt keine Sprache ist, kann er auch nicht die Muttersprache der Deutschschweizer sein. Wer also als Deutschschweizer die Standardsprache nicht oder nur mit Mühe spricht, spricht eigentlich nicht nur keine Landessprache, sondern gar keine Sprache.

Beide Positionen führen in ihrer Extremform in die Irre. Da wie oben angesprochen sehr viele Sprachen dieser Welt nicht oder nur sehr selten geschrieben werden, scheint es eher angemessen, die Literalisierung in einer anderen Sprache als der L1 als etwas vollkommen Normales anzusehen. Es fehlt denn auch empirische Evidenz für die Theorie, dass Literalität immer zuerst in der Erstsprache entwickelt werden muss (Karajoli & Nehr, 1994). Eine nuanciertere Position wird in der Bilingualismusforschung vertreten (Grosjean, 2010), nämlich den Dialekt als eine von zwei Muttersprachen der Deutschschweizer anzusehen.

Die Ideologie, dass nur eine Standardsprache als ‚richtige‘ Sprache zählt und damit die ‚eigentliche‘ Muttersprache sein muss, ist weit verbreitet in der romanischsprachigen Welt (Goebel, 1986). Sie geht oft einher mit der Vorstellung der Regellosigkeit von Dialekten gegenüber der Strukturiertheit von Standardsprachen, die einzig einer standardisierten (National-)Sprache Legitimität und Sprachenstatus zuschreibt. Diese Vorstellung – von der Linguistik längst ad acta gelegt – ist diskursiv effizient, um gezielt gewissen sprachlichen Praktiken hohen Status zuzuschreiben, andere jedoch als nicht legitim oder gar unpatriotisch zu brandmarken. In der periodisch aufflammenden Debatte um Landessprachen und nationale Kohäsion erlaubt sie, die nationale sprachliche Diversität selektiv zu zelebrieren: Einerseits wird

¹ <http://www.jsvp-aargau.ch/index.php/aktuelles/61-ja-zu-mundart-im-kindergarten> [konsultiert am 23.6.2014]

² José Ribeaud, RSR la première, 17.10.2010 ; ähnliches liest man auch von Deutschschweizer Autoren, etwa vom Literaturwissenschaftler Peter von Matt (TA 16.10.2010).

³ José Ribeaud in «Vier Sprachen, ein Zerfall», München 2013: 9.

die nationale Sprachenvielfalt gepriesen, die bedingt, dass die Mehrheit die Minderheiten respektiert, gleichzeitig wird aber die innere Diversität der Mehrheit als eine der drei Quellen allen Übels gebrandmarkt.⁴ Indem man den Dialekten jegliche Sprach-Legitimität abspricht, kann man die paradoxe Forderung aufstellen, dass die Mehrheit die Diversität der Minderheiten zelebrieren soll, die Minderheiten aber nicht diejenige der Mehrheit.

Bodenständig vs. universal

Dialekt ist ‚unsere‘, ‚echte‘ Sprache

Seit dem 19. Jahrhundert wurde und wird der Dialekt mit Urtümlichkeit, Echtheit und Ursprünglichkeit assoziiert. Es gibt in der deutschen Schweiz eine eigentliche Tradition des ‚Sprachlobs‘ des Dialektes, das bis hin zu aktuellen sprachpolitischen Debatten praktiziert wird:

«Dialekte verstehen oder gar Dialekt sprechen, ist ein Zeichen von Einfühlungsvermögen, von Nähe und Zugehörigkeit [...]. Der Einsatz für den Erhalt des Dialekts hat nichts mit Heimattümelei zu tun, sondern mit dem Erhalt der kulturellen Eigenständigkeit.»⁵

Im Einklang mit modernen Bestrebungen, sprachlich-kulturelle Vielfalt zu bewahren, wird hier argumentiert, dass Dialekte Ausdruck eines spezifischen kulturellen Erbes sind und deshalb bewahrt und gepflegt werden müssen. Oft wird in dieser Argumentationslinie auf Humboldt'sches oder Whorfianisches Gedankengut Bezug genommen, indem sprachliche Diversität und damit eben auch das Tradieren der bodenständigen Dialekte mit dem Tradieren einer bestimmten Weltansicht gleichgesetzt wird. Im Falle der neuen, von der politischen Rechten angestossenen Mundart-Offensive geht es dabei auch – wie schon in der Zwischenkriegszeit, als eine schweizerdeutsche Standardsprache für kurze Zeit ein Thema war – um eine Essenzialisierung der Mundarten im Sinne einer nationalen Eigenschaft

Standarddeutsch und der Sprachenmarkt

Ausgehend von aufklärerischen Ideen und zweifellos inspiriert von der Sprachenpolitik während und nach der französischen Revolution wurde und wird auch in der Schweiz argumentiert, dass dem Gebrauch der Standardsprache eine emanzipatorische Qualität zukommt. Wie in Geeraerts (2003) anschaulich rekonstruiert, steht das Durchsetzen der französischen Standardsprache stellvertretend für ein egalitäres Gesellschaftsmodell ohne sprachliche Schranken zwischen verschiedenen Gruppen. Der als neutral betrachtete, universale Code der Standardsprache erlaubt es den Bewohnern von als rückständig betrachteten Regionen, am kulturellen und politischen Leben ohne Schranken teilzuhaben. Sprache, in dieser Betrachtungsweise, ist weniger ein Ausdruck von kultureller oder gar individueller Identität, sondern ein Instrument zur Kommunikation.

Ein gewichtiges Argument, das gerade in der aktuellen Debatte rund um Sprache(n) in der Schweiz gerne herangezogen wird, ist die Demographie der Standardsprache:

« Les Latins sont donc reconnaissants lorsque leurs interlocuteurs suisses alémaniques font l'effort de leur parler en Hochdeutsch, la langue maternelle de 90 millions d'Européens. »⁶

Ein weiteres im Zitat aufscheinendes Argument, das im schweizerischen Kontext zweifellos nicht

⁴ Die zweite Quelle allen Übels ist in der Sicht der einschlägig bekannten Autoren das Englische, die dritte das Schweizerdeutsche, das mit englischen Entlehnungen durchsetzt ist.

⁵ <http://www.igdialekt.ch/Dialekt.htm> [konsultiert am 23.6.2014]

⁶ <http://www.spasri.ch/jribeaud.htm> [konsultiert am 23.6.2014]

der Deutschschweizer. Damit verbunden war oft auch die Vorstellung, dass die Dialekte für ein anti-aristokratisches eidgenössisches Gleichheitsideal stehen.

von der Hand zu weisen ist, ist die Forderung, dass es nur anständig ist, im Kontakt mit den nationalen Minderheiten die Standardsprache zu verwenden.

Beide Seiten argumentierten in der Schweiz in der Regel nicht-exklusiv: Der sprachromantische *Dialekt-als-unsere-Identität-Diskurs* stellte schon in der Vergangenheit nicht in Frage, dass die Standardsprache einen hohen Gebrauchswert hat. Es geht vielmehr darum, gewisse Gebrauchsdomänen für den Dialekt und den Standard zu reservieren, um den Dialekt zu schützen (von denselben politischen Kreisen werden bisweilen auch Forderungen nach dem Absingen des Schweizerpsalms und nach Jassen als Schulfach erhoben). Andererseits argumentieren auch die modernen Sprachjakobiner, man könne den Dialekt durchaus in gewissen eingeschränkten Kontexten tradieren, solange die Standardsprache nicht vernachlässigt werde.⁷ Letztlich geht es heute um die Frage, ob dem Dialekt offiziell ein Platz zugewiesen oder umgekehrt sein Gebrauch eingeschränkt werden soll. Diese Spannung zwischen dem bewahrenden Pol, der Kleinsprachen und Varietäten als Vektoren von Tradition und Identität sieht, und dem neutralen, universalen Pol der Standardsprache charakterisiert europäische Sprachenpolitik mindestens seit der französischen Revolution.

Es ist fraglich, inwiefern man Sprachen oder Varietäten angesichts des kulturellen Wandels und die gesellschaftliche Modernisierung wirklich effektiv schützen kann: Wie ich in Berthele (2014) argumentiert habe, sind solche Bestrebungen oft von einem irregeführten Kausaldenken geprägt, die Sprachen als eine Art Akteure statt als emergente kulturelle Praktiken konstruieren. Sprachen schaffen keine Realität, sondern sie passen sich dynamisch und in einem evolutionären Prozess den Ausdrucksbedürfnissen der Sprecher an. Wenn sich diese Bedürfnisse ändern, ändern sich auch die Sprachen. Wer eine Sprache schützen will, muss ihre spezifische kulturelle Nische (d.h. ihren Markt) schützen, was letztlich in der Regel Marktabstottung bedeutet. Die Kritik an der alemannischen Dialektpräferenz (etwa bei von Matt oder Ribeaud) ist deshalb im Grunde eine Kritik an Abstottungsbestrebungen der Deutschschweizer vom Rest der Welt, oder genauer vom Rest der deutschsprachigen Welt: Gerade Ribeaud kritisiert nicht nur den Mundartgebrauch, sondern auch den Gebrauch des Englischen in der deutschen Schweiz. Dies ist die typische Paradoxie des linguistischen Jakobinismus: Man argumentiert genauso lange für den ‚universalen Code‘ einer

⁷ vgl. z.B. José Ribeaud in der NZZ vom 31.7.2012

bestimmten Standardsprache, bis dieser in Konkurrenz steht mit einem noch universaleren Code, im Moment repräsentiert durch das Englische. Es gibt aus aufklärerischer Sicht keinerlei Argumente gegen das Englische (oder irgendeine andere Sprache) als universale, völkerverbindende, global-egalitäre Lingua Franca. Sobald jedoch diese Konkurrenz entsteht, werden auch eingefleischte Jakobiner typischerweise schnell zu nationalistischen Romantikern und argumentieren mit nationaler Identität, Volksseele, etc.⁸ – also mit Argumenten, wie sie auch von Dialektromantikern ins Feld geführt werden.

Aus Sicht der innerschweizerischen Völkerverständigung ist der Dialekt ein Problem, mit dem man sich aus sprachsoziologischer, aber auch didaktischer Sicht beschäftigen muss. Es ist frustrierend, wenn die italophonen und frankophonen Schweizer (die Rätoromanen werden ja systematisch als eine Art genetisch prädestinierte sprachliche Alleskönner ausgeklammert) in der Schule mühselig die Standardsprache erlernen (sollten), diese dann aber in der Interaktion mit den Alemannen kaum anwenden können. Immer wieder wird in journalistischen Arbeiten auf Grund anekdotischer Evidenz berichtet, dass sich Deutschschweizer auch mit Anderssprachigen vordringlich im Dialekt ausdrücken. Falls dies tatsächlich so ist, so müsste in der Tat einem Grossteil der Deutschschweizer schlechtes Benehmen und Rücksichtslosigkeit attestiert werden. Unvoreingenommene Untersuchungen der Sprachenwahl in der Deutschschweiz (Christen, Guntern, Hove, & Petkova, 2010; Ganguillet, 2011) zeichnen jedoch ein anderes Bild, nämlich die systematische Bevorzugung der Standardsprache in solchen Situationen.

Im Gegensatz zum Bild, das diese Schweizuntergangs-Fraktion in den letzten Jahren von der innerschweizerischen Sprachensituation zeichnet, gibt es zahlreiche Bestrebungen, gegenseitiges Verständnis vor allem zwischen Deutsch und Welsch in der Schweiz zu fördern. Hierzu zählen etwa Austauschaktivitäten (vgl. z.B. die <http://www.chstiftung.ch/>), durch didaktische Massnahmen etwa in den Genfer Schulen (Bewusstmachen von dialektaler Variation im Deutschen) oder durch Lehrmittel, die das Verstehen von Dialekten auf der Basis des Hochdeutschen erlauben (Müller et al., 2009).

Die oft sehr scharf formulierte Kritik von Seiten der lateinischen Schweiz am Sprachverhalten der Deutschschweizer ist einerseits verständlich, angesichts der Frustration über rapiden Verlust des Stellenwerts des Französischen und noch viel stärker des Italienischen in der Welt, sowie angesichts der kommunikativen Barrieren mit den alemannischen Dialekten. Sie ist allerdings wiederum paradox: Es ist wohl gerade dem eidgenössischen Hang zum Zelebrieren regionaler sprachlich-kultureller Partikularitäten (inklusive der Dialekte) geschuldet, dass nicht einmal in der helvetischen Republik irgendjemand auf die Idee kam, eine universale nationale Einheitssprache auf Kosten der Minderheiten durchzusetzen. Genau dies garantiert auch heute noch den dominanten Status der Minderheitensprachen in ihren jeweiligen Territorien.

⁸ vgl. z.B. Ribeaud (1998: 56): «Englisch gehört nicht zur schweizerischen Identität. (...) Würden wir noch wissen, warum wir überhaupt zusammenleben, wenn wir miteinander Englisch reden? »

Didaktische Verwirrungstheorien

Dialekt ist die Muttersprache, Hochdeutsch eine Fremdsprache.

Wenn die Standardsprache als eigenständige Sprache gesehen wird, so hat dies einen Einfluss auf die Zählung der Sprachen im schulischen Curriculum. Streng genommen ist sie dann die erste Zweit- oder gar Fremdsprache, was, zumindest in den Augen gewisser Sprachenpolitiker, im Kindergarten zu Verwirrung führt und für den Gebrauch des Schweizerdeutschen spricht:

«Eine zusätzliche Sprache – wie das Hochdeutsche – nährt im Kindergarten den Boden für sprachliche Verunsicherung und ist ein folgenschwerer Eingriff in unser Kulturerbe.»⁹

In direkter Fortführung dieses Arguments kann mit einer solchen Position argumentiert werden, die Anzahl Fremdsprachen im schulischen Curriculum sei zu beschränken, da beispielsweise das sogenannte Frühenglisch als erste Fremdsprache de facto bereits die zweite Fremdsprache ist.

Wir wollen kein Dialekt-Standard-Mischmasch

Wenn die Standardsprache als eine Varietät des Deutschen und der Dialekt als eine andere Varietät des Deutschen angesehen werden, so bedeutet dies in den Augen gewisser Sprachdidaktiker, dass die Schüler verwirrt werden durch den Gebrauch beider Formen in der Schule:

«Die Sprache des Unterrichts ist üblicherweise Hochdeutsch (...). Lehrpersonen wechseln im Unterricht häufig zwischen Hochdeutsch und Mundart, oft sogar für einzelne Äusserungen. Schülerinnen und Schüler sind damit einem ständigen Wechselbad ausgesetzt, das nicht nur Fremdsprachige verwirren kann.»¹⁰

Diese Verwirrungstheorie, zusammen mit der Anti-Assoziationstheorie, nämlich dass man unbedingt die Verbindung des Dialekts mit Nähe und Spass (den sog. Herz- und Handfächern) und des Standards mit Distanz und harter kognitiver Arbeit vermeiden soll, wird seit vielen Jahren an Pädagogischen Hochschulen gelehrt.

In beiden Fällen wird davon ausgegangen, dass in den Kinderköpfen Verwirrung herrscht. Im Fall der SVP-Abstimmungspropaganda scheint wiederum das Erstsprachenparadigma durch: Zuerst sollten die Kinder ihre erste Sprache festigen, der Frühbeginn von weiteren Sprachen schafft Verwirrung. Diese Position widerspricht interessanterweise dem in der Öffentlichkeit weit verbreiteten Topos des «je früher desto besser» im Fremdsprachenunterricht (vgl. hierzu Lambelet & Zimmermann, 2014). In der Mehrsprachigkeitsforschung wird seit einigen Jahren untersucht, ob Kinder, die bereits zwei Sprachen sprechen, eine dritte leichter lernen als einsprachige Kinder. Die Antwort auf diese Frage ist im Moment noch unklar, einige Studien zeigen Vorteile für zwei- und mehrsprachige Kinder (z.B. Klieme & DESI-Konsortium, 2008), andere Nachteile (z.B. Elsner, 2007). Wie so oft

⁹ <http://www.jsvp-aargau.ch/index.php/aktuelles/61-ja-zu-mundart-im-kindergarten> [konsultiert am 23.6.2014]

¹⁰ Bachmann, T., Good, B., 2003. Hochdeutsch als Unterrichtssprache. Volksschulamt, Zürich, p. 4.

spielen andere Faktoren, etwa der sozio-ökonomische Hintergrund der Eltern, eine wichtige Rolle als Prädiktor der sprachlichen Entwicklung.

Woher die Verwirrungsidee in der rechten Spalte kommt, ist mir nicht klar. Aus der Bilingualismusforschung wissen wir, dass Kinder praktisch schon ab Geburt Sprachen oder Varietäten unterscheiden können. Die meisten Forscher, die sich mit dem Mischen von Sprachen bei Bi- und Multilingualen beschäftigen, sehen darin einen Ausdruck von guter Kompetenz und gerade nicht ein Defizit (Lüdi & Py, 2013; Poplack, 1980).

Einerseits wird also in der Deutsch-Didaktik eine auf keinerlei robuster Empirie basierende Verwirrungstheorie tradiert, andererseits propagieren bildungspolitische Akteure in der Schweiz und in Europa einen Paradigmenwechsel in der Sprachendidaktik in Richtung Mehrsprachigkeitsdidaktik (Beacco et al., 2010). Gemäss dieser Didaktik müsste im Fremd- und Schulsprachenunterricht unter anderem genau das getan werden, was laut Deutschdidaktik zu vermeiden wäre, nämlich sprachübergreifende Arbeit, was explizit auch Code-Switching beinhalten soll. Verwirrt ob solcher Inkohärenzen sind hier wohl nicht in erster Linie die Kinder, sondern die Lehrerinnen und Lehrer, und das kann man ihnen nicht verübeln.

Schlussbemerkung

Die drei Problemfelder, die in diesem Beitrag exemplarisch diskutiert wurden, zeigen die Spannungen auf, die sich aus der Unklarheit im Umgang mit der Deutschschweizer Sprachsituation ergeben. Dabei soll hier nicht behauptet werden, dass eine Klärung der Begriffe eine Klärung der Verhältnisse mit sich bringen würde. Ganz im Gegenteil, die Begriffe sind so unklar, weil die sprachlichen Handlungen sich in dynamischen, unscharfen Räumen abspielen. Die sprachpolitischen Debatten sind dabei immer geprägt von Selektivität: Selektiv wird sprachliche Diversität zelebriert – mal mit Fokus auf Dialekten, mal genau unter Ausschluss von Dialekten, selektiv werden Sprachen jakobinisch durchgesetzt – ja zum universalen Code der deutschen Standardsprache, nein zum noch universaleren Code des Englischen. Jede der oben skizzierten Positionen ist für sich und im Hinblick auf die jeweils ins Auge gefassten sprachpolitischen Ziele plausibel. Die aufgezeigten Inkohärenzen werden offensichtlich, wenn jemand den Anspruch erhebt, dass es ein universales Wertesystem geben sollte, das es kontextunabhängig erlaubt, richtige von falschen sprachpolitischen Arrangements zu unterscheiden. In der Regel geht es in den diskutierten Debatten nicht um Sprachen oder Varietäten an sich, sondern das Sprachliche ist die Bühne, wo politische und soziale Ideologien, Utopien und Machtkämpfe ausgefochten werden.

Zitierte wissenschaftliche Literatur

- Beacco, J.-C., et al. (2010). *Guide pour le développement et la mise en oeuvre de curriculums pour une éducation plurilingue et interculturelle*. Strasbourg: Conseil de l'Europe.
- Berthele, R. (2014). Biestmilch, Schafspferche und Schamanen: Überlegungen zur Verwendung whorfoiden Gedankenguts im Diskurs über sprachliche Diversität. *Zeitschrift für Semiotik*, 35(1-2), 85-107.
- Christen, H., et al. (2010). *Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz*. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag.
- Elsner, D. (2007). *Hörverstehen im Englischunterricht der Grundschule: ein Leistungsvergleich zwischen Kindern mit Deutsch als Muttersprache und Deutsch als Zweitsprache*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

- Ferguson, C. A. (1959). Diglossia. *Word*, 15, 325-340.
- Fishman, J. A. (1967). Bilingualism with and without diglossia; diglossia with and without bilingualism. *Journal of Social Issues* 23, 29-38.
- Ganguillet, S. (2011). *Schweizerdeutsch, Hochdeutsch oder Schweizerhochdeutsch?* MA Thesis, MA Plurilinguisme, University of Fribourg. Fribourg/Freiburg.
- Geeraerts, D. (2003). Cultural models of linguistic standardization. In R. Dirven & M. Pütz (Eds.), *Cognitive Models in Language and Thought. Ideology, Metaphors and Meanings* (pp. 25-68). Berlin/New York: de Gruyter.
- Goebl, H. (1986). Der „Muttersprache Not“ in der Romania. Eine begriffsgeschichtliche Betrachtung zum Bezeichnungstyp „langage maternel français“. *Grazer Linguistische Studien*, 27, 69-87.
- Gordon, R. G. (2005). *Ethnologue: Languages of the World*. Dallas, TX: SIL.
- Grosjean, F. (2010). *Bilingual : life and reality*. Cambridge: Harvard University Press.
- Karajoli, E., & Nehr, M. (1994). Schriftspracherwerb unter Bedingungen der Mehrsprachigkeit. In H. Günther & O. Ludwig (Eds.), *Schrift und Schriftlichkeit: ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung* (pp. 1191-1205). Berlin, New York: de Gruyter.
- Klieme, E., & DESI-Konsortium. (2008). *Unterricht und Kompetenzerwerb in Deutsch und Englisch : Ergebnisse der DESI-Studie*. Weinheim [u.a.]: Beltz.
- Lambelet, A., & Zimmermann, M. (2014). Plus c'est tôt, mieux c'est? L'enseignement précoce des langues étrangères. *Babylonia*(1).
- Lüdi, G., & Py, B. (2013). *Être bilingue. 4ème édition*. Bern, Berlin, etc.: Lang.
- Mühlhäusler, P. (1996). *Linguistic ecology : language change and linguistic imperialism in the Pacific region*. London: Routledge.
- Müller, M., et al. (2009). *Chunsch druus? Schweizerdeutsch verstehen - die Deutschschweiz verstehen*. Bern: Schulverlag plus.
- Poplack, S. (1980). Sometimes I start a sentence in Spanish Y TERMINO EN ESPAÑOL: Toward a typology of code-switching. *Linguistics*, 18(7/8).
- Weinreich, M. (1945). Der yivo un di problemen fun undzer tsayt. *Yivo-bleter*, 25(1), 13.